

Ist Ethik eine Wissenschaft?

Von Tadeusz S t y c z e ń und Joachim P i e g s a , Mainz

Der Streit um die Wissenschaftlichkeit der Ethik soll hier in gebotener Kürze umrissen und ein eigener Standpunkt gewagt werden. Es geht um die Frage nach der Seins- und Erkenntnisweise des Guten oder nach dem methodologischen Charakter des Werturteils. Zu diesem Thema wurden in den letzten Jahren folgende einschlägige Werke ins Deutsche übersetzt:

G. E. Moore, *Principia ethica* 1970 (*Principia Ethica* 1903); J. A. Ayer, *Sprache, Wahrheit und Logik* 1970 (*Language, Truth and Logic* 1936); R. M. Hare, *Die Sprache der Moral* 1972 (*The Language of Morals* 1952); ders., *Freiheit und Vernunft* 1973 (*Freedom and Reason* 1962); W. K. Frankena, *Analytische Ethik* 1972 (*Ethics* 1963); K. Baier, *Der Standpunkt der Moral* 1974 (*The Moral Point of View* 1958).

Vergleicht man das Erscheinungsjahr der Originalausgaben mit dem Erscheinungsjahr der Übersetzungen, so wird deutlich, daß es sich nur um relativ neue Diskussionsbeiträge handelt. Im deutschen Sprachraum ist man um eine Aufarbeitung der anstehenden Problematik sichtlich bemüht¹⁾. Zu diesem Bemühen gehört auch die vorliegende Stellungnahme.

1. *Der Anlaß zum Streit*

Der Anlaß zum Streit um die Wissenschaftlichkeit der Ethik liegt eigentlich zwei Jahrhunderte zurück. In den Jahren 1739/40 erschien nämlich das dreibändige Werk von David Hume »*A Treatise of Human Nature*«²⁾. Der dritte Band enthält folgenden Kerngedanken:

¹⁾ Vgl. B. Schüller, *Die Begründung sittlicher Urteile. Typen ethischer Argumentation in der katholischen Moraltheologie*. Düsseldorf 1973.

²⁾ In deutscher Übersetzung: D. Hume, *Abhandlung über die menschliche Natur*. Hamburg–Leipzig 1906.

Ausgangspunkt aller ethischen Systeme sind Indikativsätze, die das Wort »sollen« nicht enthalten. Meistens sind es Sätze, in denen die Existenz Gottes bzw. göttlicher Eigenschaften als These enthalten ist, oder auch die eine oder andere Beschaffenheit der menschlichen Natur. Aus Sätzen dieser Art wird dann der Schluß gezogen: *Da* die Dinge so und so *sind*, *soll* der Mensch so und so *handeln*³⁾. Man meint also, aus dem »Ist« logisch korrekt das »Sollen« ableiten zu können. Dem widerspricht jedoch Hume ganz entschieden! Ein Element, das in den Prämissen nicht enthalten ist – hier das Sollen –, darf auch nicht im Schluß vorkommen. Der Übergang von Indikativsätzen (Ist-Sätzen) zu Normativsätzen (Soll-Sätzen) ist somit – nach Hume – ein logischer Fehlschluß. Kurz gesagt: Vom »Ist« (is) gibt es keinen Übergang zum »Sollen« (ought).

Humes Behauptung wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder ernstgenommen und in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um die Wissenschaftlichkeit der Ethik gestellt. Als erster hat George Edward Moore den Bann des Vergessens gebrochen, und zwar durch sein klassisches Werk »Principia Ethica« (1903). Moore den sog. »ethischen Naturalismus« einer eingehenden Kritik unterzogen. Worin besteht der Wesensgehalt seiner Kritik und in welchem Zusammenhang steht sie mit Humes kritischer Behauptung?

2. Die Kritik am ethischen Naturalismus

Moore behauptet, daß das spezifisch ethische Prädikat »gut« ein einzigartiges Merkmal desjenigen Gegenstandes enthülle, dem es jeweils zugesprochen wird. Dieses Merkmal sei eine elementare Eigenschaft, die auf andere, einfachere Elemente nicht zurückgeführt werden könne. Wenn man nun mit Moore annimmt, daß Definieren ein Zurückführen auf elementare Bestandteile ist, so wird klar, daß das Prädikat »gut« nicht definierbar ist. Das ist die Hauptthese Moores⁴⁾.

³⁾ Vgl. ebd. III, 1, 1. – Vgl. D. Broiles, *The Moral Philosophy of David Hume*. Hague 1964, 86; vgl. W. D. Hudson, *Modern Moral Philosophy*. New York 1970, 249–264.

⁴⁾ Allgemeiner kommt dies zum Ausdruck in der Behauptung Moores, daß Aussagen über das Gute nur synthetischer und niemals analytischer Art sein können.

Im Licht dieser These erweisen sich alle bislang erstellten Definitionen des Guten als unzulässige Gleichsetzungen von »gut« und einer anderen, heterogenen Eigenschaft. Meistens ist es eine empirisch faßbare – oder wie Moore sagt –, eine »naturalistische« Eigenschaft. Daher bezeichnet Moore die unzulässige Gleichsetzung als »naturalistischen Fehlschluß« oder »naturalistische Täuschung«.

Als typisches Beispiel eines solchen Fehlschlusses betrachtete Moore den Utilitarismus Mills. Mill hatte das Gute mit dem Nützlichen gleichgesetzt. Um den Fehlschluß aufzudecken, bediente sich Moore folgender Testfrage: »Ist wirklich alles, was nützlich ist, zugleich auch gut?« Diese Frage müßte sich als tautologische und somit sinnlose Frage erweisen, wenn »nützlich« und »gut« tatsächlich das gleiche wären. In Wirklichkeit aber empfindet man die Testfrage ganz und gar nicht als sinnlos. Warum nicht? Doch wohl deshalb nicht, weil eben das Nützliche nicht immer auch das Gute ist! Aufgrund dieser kritischen Analyse gelangte Moore zur Feststellung, daß das Gute eine Eigenschaft an sich, sozusagen eine Klasse für sich darstellt, jenseits von allen empirisch faßbaren Dingen⁵⁾. Für das so verstandene Gut wäre somit das Seinsollende ein Synonym, aber kein Definiens.

Diese semiotische These Moore entspricht der formal-logischen These Humes. Wenn nämlich das Prädikat »gut« auf ein empirisch faßbares, »natürliches« Prädikat nicht zurückführbar und somit auch nicht definierbar ist (die These Moores), dann sind auch Normativsätze aus Indikativsätzen nicht logisch ableitbar (die These Humes). Der Zusammenhang zwischen der Kritik Moores und Humes ist damit herausgestellt.

Für den kritisierten Naturalismus spricht der Umstand, daß er ohne Zweifel bestrebt war, die Ethik auf einem objektiven Funda-

Moore meint natürlich synthetische Aussagen a priori, also synthetisch notwendige Aussagen. Vgl. G. E. Moore, *Principia ethica*. Stuttgart 1970, 36.

⁵⁾ Eine ähnliche Position haben die Phänomenologen vertreten, nämlich einen Dualismus von Wert und Sein. Vgl. M. Scheler, *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*. Halle 1916; Bern 1954, 37f.; Nicolai Hartmann, *Ethik*. Berlin 1926, 108–114; 139–141; Hartmann spricht dem Guten ein ideelles Ansichsein zu, nach dem Vorbild der platonischen Idee des Guten (Wertontologismus).

ment aufzubauen. Darum setzte man das Gute mit einer empirisch faßbaren Eigenschaft gleich, gewöhnlich mit dem Nützlichen, wie es Mill getan hatte. Aber auch Moore trachtete danach, die Ethik als objektive Wissenschaft zu konzipieren. Er war jedoch der Meinung, daß das Objekt der Ethik – das Gute – ein Gegenstand *sui generis* sei. Darum könne die Objektivität der Ethik auch einzig und allein durch eine Erkenntnisart *sui generis* gewährleistet werden. Es muß eine Erkenntnisart sein, die nichtempirische, sinnlich unzugängliche Eigenschaften zu erfassen vermag. Das war – nach Moore – die Intuition des Guten.

Diese These, wie auch die zuvor erwähnte (von der undefinierbarkeit des Guten), sind die Hauptaussagen Moores in bezug auf die Seins- und Erkenntnisweise des Guten, bzw. über den erkenntnistheoretischen Charakter der Ethik. Moores Standpunkt wird allgemein als Intuitionismus oder Objektivismus bezeichnet. Diese Position wird auch von anderen Philosophen vertreten⁶⁾, die in ihren Ansichten zwar nicht ganz konform sind, aber dem Naturalismus gegenüber eine einheitliche Front darstellen.

Unterschiedlich sind auch die Meinungen der Naturalisten in bezug auf das Gute bzw. in bezug auf die Werte⁷⁾. Doch trotz mancher Unterschiede im Detail bleiben sie in der Hauptthese einig, daß das

⁶⁾ Zu dieser Richtung gehören sowohl die Oxforder Philosophen E. F. Carritt (*Theory of Morals*. Oxford 1928), H. A. Prichard (*Moral Obligation*. Oxford 1949), W. D. Ross (*The Right and the Good*. Oxford 1930; ders., *The Foundations of Ethics*. Oxford 1939) und H. W. B. Joseph (*Some Problems in Ethics*. Oxford 1931) als auch die Philosophen aus Cambridge C. D. Broad (*Five Types of Ethical Theory*. New York 1944) und A. C. Ewing (*The Definition of Good*. London 1947; ders., *Second Thoughts in Moral Philosophy*. London 1959).

⁷⁾ Mill folgend hat z. B. E. Westermarck einen subjektivistischen Naturalismus vertreten (*The Origin and the Development of the Moral Ideas*. London 1906; deutsch: *Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe*. Leipzig 1913). Im Zuge derselben Tradition hat der Amerikaner R. B. Perry die axiologische »interest«-Theorie aufgestellt (*General Theory of Value*. Cambridge Mass. 1926). Der Hauptvertreter des ethischen Instrumentalismus ist J. Dewey (*Theory of Valuation: International Encyclopedia of Unified Science*. Chicago 1939, II Nr. 4). Zu erwähnen sind auch M. Schlick (*Fragen der Ethik*. Wien 1930) und V. Kraft (*Rationale Moralbegründung*. Wien 1963; ders., *Die Grundlagen der Erkenntnis und der Moral*. Berlin 1968). Schlick und Kraft versuchten eine Fusion des Subjektivismus und Instrumentalismus darzulegen.

Gute mit einer bestimmten Eigenschaft des Subjekts oder des Objekts gleichgesetzt werden kann und empirisch-innerlich, seltener empirisch-äußerlich, wahrgenommen wird. Einig sind sie sich auch im Bestreben, die Ethik als empirische Wissenschaft zu konzipieren. Die Ethik wird grundsätzlich als Praxeologie verstanden, die sich die Ergebnisse der Psychologie und (oder) Soziologie zunutze macht.

Die Kritik Moores am Naturalismus betraf weder die Frage, ob das Gute überhaupt existiert, noch die Frage, ob das Gute überhaupt Gegenstand unseres Erkennens zu sein vermag. Denn weder die Existenz des Guten noch seine Erkenntnismöglichkeit wurden von den Naturalisten in Zweifel gezogen. Die Auseinandersetzung zwischen Intuitionisten und Naturalisten betraf vielmehr die Frage, *wie* das Gute existiert und *wie* es erkannt wird. Schließlich auch die Frage, welche Art des Erkennens uns das Wissen um das Gute gültig zu vermitteln vermag.

Mit anderen Worten, der Streit zwischen Intuitionisten und Naturalisten betrifft weder die Frage, ob Wertaussagen auch Aussagen im logischen Sinne sind, noch die Frage, ob die Ethik auf einer Art des Erkennens aufbaut, die der Forderung nach Wissenschaftlichkeit gerecht wird. Diesen Fragen stehen nämlich beide Richtungen bejahend gegenüber. Sie sind von der Objektivität des Guten überzeugt und auch von der grundsätzlich bestehenden Möglichkeit, das Gute zu erkennen. Darum werden beide Richtungen mit der gemeinsamen Bezeichnung »Kognitivismus« umfaßt.

3. Die Kritik am ethischen Kognitivismus

In die Diskussion um die Natur des Guten hat sich in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts eine dritte Richtung eingeschaltet, die sich als Emotivismus dem Kognitivismus gegenüberstellte. Die Emotivisten waren nämlich der Meinung, daß die Kritik, die der Intuitionismus am Naturalismus übte, eigentlich stichhaltiger und überzeugender war als der Gegenvorschlag selbst. Die neue Richtung wurde zunächst in England durch den begeisterten Anhänger und Popularisator des »Wiener Kreises«, A. J. Ayer, begründet, und zwar durch sein Werk »Language, Truth and Logic«, 1936. Auch L. Witt-

genstein und B. Russel vertraten diese Richtung⁸⁾. In Amerika wurde sie durch Ch. Stevenson verbreitet und vertieft. Sein Werk »Ethics and Language« (1944) gilt als Bibel des Emotivismus.

Die Emotivisten übernahmen die These, die Moore gegen den Naturalismus vorgetragen hatte, daß Wertaussagen keine Aussagen sind, die direkt oder indirekt empirisch verifizierbar wären. Mit Moore stimmten sie auch darin überein, daß wertende Termini nicht definierbar sind. Aber sie unterscheiden sich von Moore in der Begründung dieser These.

Moore war der Meinung, das Gute sei eine Eigenschaft *sui generis* und daher undefinierbar. Die Emotivisten aber behaupteten, daß das Gute überhaupt nicht existiere und folglich auch nicht definiert werden könne. Es gebe zwar den Terminus »gut«, aber ihm entspreche nichts in der Wirklichkeit. Darum waren nicht nur die Naturalisten im Irrtum, die das Gute mit natürlichen, empirisch faßbaren Eigenschaften gleichzusetzen versuchten. Auch Moore irrte, da er dem Terminus »gut« eine Eigenschaft *sui generis* als Designat zusprach⁹⁾. Der Terminus »gut« erfülle gar keine Zeichenfunktion, weil es keinen Gegenstand gibt, der a parte rei dieser Bezeichnung entsprechen würde. Aus semiotischer Sicht sei »gut« lediglich eine Scheinbezeichnung. Moore sei einer ähnlichen Täuschung erlegen wie die Naturalisten, die er kritisierte.

Die tatsächliche Funktion des Wortes »gut« bleibt – aus emotivistischer Sicht – beschränkt auf das Anzeigen emotionaler Zustände dessen, der sich des Wortes bedient. Das Wort erfüllt demnach eine rein pragmatische, aber keine sprachlogische Funktion. Schon allein deshalb ist es nicht möglich, das Wort »gut« mit natürlichen, empirisch

⁸⁾ Vgl. F. Waismann, Wittgenstein's Lecture on Ethics: The Philosophical Review 74 (1965) 3–11; ders., Notes and Talks with Wittgenstein: ebd. 12–17. – Vertreter des »Wiener Kreises« gingen von einem zu engen Erfahrungsbegriff aus und mußten daher Moralurteile entweder als sinnlos erklären oder auf Wahrnehmungsurteile zurückführen. Die erste Möglichkeit haben A. J. Ayer, R. Carnap und L. Wittgenstein gewählt; die zweite M. Schlick und V. Kraft.

⁹⁾ »His (d. h. Moores) errors are no more serious – and perhaps they are more provokingly instructive – than those of writers who insist that normative ethics is a branch of psychology (hier ist hauptsächlich Schlick gemeint) and biology« (Ch. Stevenson, Ethics and Language. New Haven 1944, 272).

bestimmbaren Termini gleichzusetzen. Aussagen, in denen das Wort vorkommt, sind nur Aussagen im grammatischen, nicht aber im logischen Sinn. Sie enthalten nämlich keine Information, die als wahr bestätigt oder als falsch widerlegt werden könnte. Denn über einen emotionalen Zustand – wie über den Geschmack überhaupt – läßt sich bekanntlich nicht streiten. »De gustibus nil disputandum«. Darin besteht das Credo der Emotivisten in radikaler Fassung¹⁰). Jeder Wertstreit sei ein Streit »de gustibus« und ebenso gegenstandslos. Das Werten besage in sprachlogischer Sicht gar nichts und sei eigentlich ein Mißbrauch der grammatischen Satzform, um einen emotionalen Zustand des Subjekts zum Ausdruck zu bringen, der ebenso gut durch ein Ausrufezeichen oder durch Ausrufe wie »brr« oder »ah« geäußert werden könnte¹¹).

Nicht anders – nach Meinung der Emotivisten – verhält es sich mit dem Wort »sollen« sowie den Aussagen, in denen es vorkommt. Die satzhafte Form dürfe auch hier nicht darüber hinwegtäuschen, daß es nur Scheinsätze sind, ohne sprachlogischen Aussagewert. Ein solcher Scheinsatz könne auch nicht deduktiv abgeleitet werden aus echten Sätzen, da zwischen Sätzen beider Art kein logisches Verhältnis bestehen kann. Humes Behauptung, daß ein Übergang von Indikativsätzen zu Normsätzen nicht möglich sei, erhielt durch den Emotivismus eine neue Erklärung und Begründung. Das Gute – nach Moore ein intuitiv erfahrbares Objekt – ist aus emotivistischer Sicht nichts anderes als der »Schatten, der vom emotionalen Wortgehalt geworfen wird« (Stevenson)¹²). Die These von der Existenz des Guten wäre demnach lediglich eine imaginäre Projektion.

Nach Ansicht der Emotivisten hätte also die Ethik, die aus Wert- bzw. Sollaussagen besteht, nichts mit dem Bereich des Erkennens zu tun. Sie wäre dem Bereich des Fühlens und Erlebens zuzurechnen.

¹⁰) T. Geiger meinte, der Streit ob eine Zigarette gut oder schlecht sei, genüge bereits als Beispiel, an dem das ontische Problem der Natur des Guten entschieden werden könne. Vgl. *Evaluational Nihilism: Acta Sociologica* 1 (1955) 18–26; vgl. ders., *Das Werturteil – eine ideologische Aussage*: H. Albert – E. Topitsch (Hrsg.), *Werturteilstreit*. Darmstadt 1971, 33–44.

¹¹) Eine Behauptung von Ayer aus: *Sprache, Wahrheit und Logik*.

¹²) Hier zitiert nach dem polnischen Sammelwerk: *O istocie sporów etycznyh. Filozofia amerykańska*. Boston 1958, 295.

Eine Art Poesie, die wir zwar brauchen, jedoch nicht mit Wissenschaft verwechseln dürfen. Die Vertreter ethischer Systeme sind Opfer eigener Illusionen. »Sie wissen nicht, was sie tun.« Darum verdienen sie kein allzu scharfes Urteil, aber vor ihrer Propaganda müsse gewarnt werden¹³).

Bekanntlich werden Wertaussagen nicht nur von Ethikern, sondern auch im Alltag gebraucht. Die Emotivisten trugen dem Rechnung und meinten, solche Aussagen sollten als psychologische bzw. soziologische Tatsache durch die Moralphysikologie oder -soziologie untersucht werden. Indessen sollte die semiotische, sprachlogische Sicht des Wertens durch eine eigenständige Disziplin – nämlich die Metaethik – untersucht werden. Die Aufgabe der Metaethik bestände darin, das Werten als gegenstandslos und die Ethik – als vermeintliche Theorie des Guten – als unmöglich zu erweisen. Folglich kann aus emotivistischer Sicht nur Metaethik, aber keine Ethik betrieben werden. Diesbezüglich sind sich alle Emotivisten einig.

Es gab jedoch auch Unterschiede. Entgegen der extremen Meinung, daß die wertende Sprache lediglich dazu diene, den emotionalen Zustand des Sprechenden zum Ausdruck zu bringen¹⁴), behauptete vor allem Ch. Stevenson, daß die wertende Sprache auch dazu diene, einen ähnlichen, emotionalen Zustand bei anderen hervorzurufen. Die Aussage »X ist gut« würde demnach bedeuten: »Ich billige X. Tu desgleichen!« Man hat diese Abwandlung des Emotivismus daher auch Imperativismus genannt¹⁵).

Der erwähnte Unterschied gab den Anstoß zu einer kritischen Neubestimmung. Wenn man nämlich seine Wertung anderen nicht einfach hin aufzwingen will, dann muß man nach einer *Begründung* suchen. So ergab sich das Bedürfnis, Wertung und Beschreibung wieder in einen Zusammenhang zu bringen. Damit tauchte aber die alte Frazz

¹³) Diese Ansicht vertritt H. Reichenbach, *The Rise of Scientific Philosophy*. Los Angeles 1951.

¹⁴) Russel hat unter dem Eindruck schockierender Erlebnisse während des letzten Krieges seine Position revidiert. Auf dem Weg zur Gaskammer – so meinte er – könne man kaum noch als ethisches Credo das Axiom vertreten: *De gustibus nil disputandum!*

¹⁵) Die Bezeichnung »Imperativismus« hat P. W. Taylor eingeführt in seinem Buch »*The Moral Judgment*«. Englewood Cliffs 1963.

wieder auf, wie dies herzustellen sei, ohne dem Fehler des Naturalismus zu verfallen. Mit anderen Worten, einerseits wollte man die Kluft zwischen Wertung und Beschreibung überwinden, andererseits jedoch eine Gleichsetzung im Sinne des Naturalismus vermeiden. Auf diese Weise entstand der Präskriptivismus. Manche sehen in ihm eine neue Richtung. Ihre Vertreter sind insbesondere J. O. Urmson, R. M. Hare und W. K. Frankena¹⁶).

Nach Ansicht der Präskriptivisten ist der Ausdruck »X ist gut« mehr als nur eine »Emotionswolke«, die zu nichts verpflichtet. Hier sei eine aktive Stellungnahme des wertenden Subjekts zum bewerteten Objekt enthalten. Die Aktivität besteht darin, daß dem anderen die Wahl des »X« empfohlen wird. »X« zu bewerten heißt demnach nicht, »X« zu *beschreiben* (descript), sondern »X« *vorzuschreiben* (prescript). Wenn nun dieses Vorschreiben eine rational gerechtfertigte Aktivität sein soll, dann bedarf sie einer entsprechenden Begründung. Eine Begründung ist aber nur möglich, wenn man sich auf empirisch feststellbare Eigenschaften des Gegenstandes, den die Wertung betrifft, zu berufen vermag. Urmson nennt solche Eigenschaften »Einstufungsbezeichnungen« (standards), während Hare von »Kriterien« (good reasons) spricht.

Hier müssen wir kritisch fragen, ob das Feststellen von »wertbedeutsamen«, empirischen Eigenschaften eines Gegenstandes nicht schon seiner Beschreibung gleichkommt? Sollte dies zutreffen, dann wäre nämlich ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Wertung und Beschreibung bereits hergestellt! Sind aber die Präskriptivisten selbst der Meinung, daß die Beschreibung des Objekts die Grundlage für eine eindeutige Wertung abzugeben vermag? Das ist wohl die entscheidende Frage. Doch was die Präskriptivisten diesbezüglich sagen, sieht mehr nach Ausflucht als nach Antwort aus.

Wir erfahren von den Präskriptivisten einerseits, daß aus der Beschreibung eine eindeutige Wertung nicht ableitbar sei, daß jedoch andererseits das Werten in der Beschreibung irgendwie »gründen« soll. Den Ausweg aus diesem Dilemma suchen die Präskriptivisten in

¹⁶) Vgl. J. O. Urmson, On Grading: *Mind* 59 (1950) 145–169; R. M. Hare, *The Language of Morals*. Oxford 1952; ders., *Freedom and Reason*. Oxford 1963; K. W. Frankena, *Ethics*. Englewood Cliffs 1973.

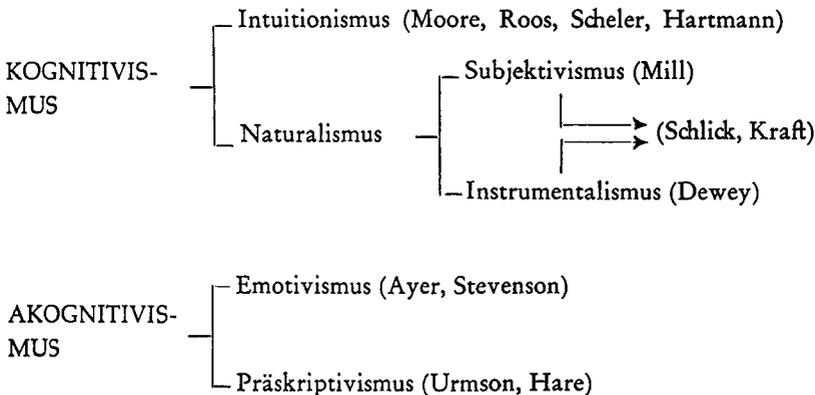
einer neuen Auslegung des Wertens selbst. Neu ist diese Auslegung im Verhältnis zum ursprünglichen, extremen Emotivismus. Man geht von der Feststellung aus, daß die Sprache unterschiedliche Funktionen erfülle. Unter ihnen sei das Werten das sprachliche Äquivalent des Ordnen von Objekten (Urmson) oder der Empfehlung (Hare), welches Objekt zu wählen sei (recommendation, actions guiding function)¹⁷). Wenn also gesagt wird »X ist gut«, so entspricht das dem Einordnen des Objekts in eine bestimmte Schublade (Urmson), oder einer Empfehlung, welches Objekt vorzuziehen sei (Hare). Hierzu sind abgewogene, rechtfertigende Kriterien bzw. Gründe notwendig. Daher ist die Beschreibung des Objekts der Ausgangspunkt des Ordnen bzw. Empfehlers. Nicht jedoch in dem Sinn, als würde die Beschreibung die logisch ausreichende Prämisse für das nachfolgende Werten – sprich Ordnen bzw. Empfehlen – liefern. Das Werten sei nämlich eine *Aktivität* und *keine Aussage* im logischen Sinn. Aus diesem Grund könne das Werten mit echten Sätzen gar nicht in einen logischen Zusammenhang gebracht werden.

Warum wehren sich die Präskriptivisten so sehr dagegen, Beschreibung und Wertung in einen objektiven Zusammenhang zu bringen? Kaum jemand wird bestreiten, daß menschliche Aktivität rechtfertigender Gründe bedarf. Will man jedoch in Übereinstimmung mit der Umgangssprache bleiben, so muß man sich fragen, ob Aktivität und Wertung tatsächlich identisch sind. Verhält es sich nicht vielmehr so, daß vor allem die Aktivität des Empfehlers bzw. Vorschreibens ein Werten bereits voraussetzt? Und zwar ein Werten, das auf Erkennen beruht, das also den Wert erkannt hat, der dem Objekt gegenüber, a parte rei, zukommt? Wenn dies zutrifft, dann liegt das eigentliche Problem im erforderlichen Erweis, welche Eigenschaften, die durch die Beschreibung des Objekts erfaßt wurden, als »good reasons« zu gelten haben, und warum sie als »good reasons« gelten sollen. Das Verhältnis zwischen der Beschreibung des Gegenstandes und den

¹⁷) Hare versucht – im Rahmen seiner Werttheorie – auch eine Theorie des moralischen Wertens aufzubauen (vgl. *Sąd moralny*: *Etyka* 11 [1973] 36f.; ders., *Language of Morals*, Kap. 7; ders., *Freedom and Reason*, Kap. 2). Die Theorie wurde durch K. Baier einer scharfen Kritik unterzogen (vgl. *The Moral Point of View. A Rational Basis of Ethics*. New York 1958; deutsch: *Der Standpunkt der Moral*. Düsseldorf 1974, 80–86).

»good reasons« wäre also zu bestimmen. Aber gerade dieses Problem hat Hare ausgeklammert, indem er das Werten mit Aktivität gleichsetzte. Das eigentliche Problem wurde somit gar nicht erfaßt und die angestrebte Lösung ist mehr postuliert als aufgewiesen worden. Wir fragen nochmals, warum umgehen die Präskriptivisten die Aufgabe, das Verhältnis zwischen Eigenschaften als Eigenschaften und wertbedeutsamen Eigenschaften – also zwischen Beschreibung und dem, was Hare »good reasons« nennt – klar zu bestimmen?

Die Präskriptivisten bestreiten einen kognitiven Zusammenhang zwischen Wertung und Beschreibung, um nicht auf dem Standpunkt des Naturalismus anzulangen, den sie – in bezug auf dieses Problem – Deskriptivismus nennen. Sie gehen von der Annahme aus, daß der Kognitivismus nur in naturalistischer Abwandlung oder als Intuitionismus im Stile Moores möglich sei. Und in der Tat, in beiden Auslegungen scheint der Kognitivismus unannehmbar zu sein. Aber ebenso unannehmbar ist der gegensätzliche Standpunkt – der Akognitivismus der Präskriptivisten. Darum die Frage: Gibt es nicht eine Abwandlung des Kognitivismus, die jenseits vom Naturalismus und Intuitionismus steht? In dieser Richtung sollte man wohl die annehmbare Lösung des anstehenden Problems suchen. Bevor wir zur Darlegung eines solchen Vorschlags übergehen, wollen wir die bisher kritisierten Richtungen in schematischer Übersicht zusammenstellen:



4. Vorschlag einer Lösung

Eine grundsätzliche Kritik der dargelegten Richtungen würde eine eingehende Beschäftigung mit allen detaillierten Argumenten und Gegenargumenten voraussetzen. Das ist hier weder möglich noch angestrebt. Aber die kurze und doch ereignishafte Geschichte des angelsächsischen Streits, sein unerwarteter Verlauf, die Übereinstimmung in der entschiedenen Ablehnung der jeweiligen Gegenrichtung bei gleichzeitigem Wankelmut oder gar Mißtrauen in bezug auf die eigene Position – dies sind Gründe genug, um an die Vertreter der erwähnten Richtungen zumindest einige kritische Fragen zu richten.

Warum sind die Vertreter aller Richtungen grundsätzlich stärker in der Kritik der Gegenrichtungen als in der Darlegung der eigenen Position in bezug auf die Frage nach der Natur des Guten? Diese Unausgewogenheit ist unübersehbar. Alle scheinen im Recht zu sein, solange sie kritisieren, wirken jedoch weniger überzeugend bei der Darlegung des eigenen Standpunktes. Allgemein ist die Unentschiedenheit Moores bekannt. Seine Anhänger bezogen sie auf sein wankelmütiges Temperament, während seine Gegner darin einen Beweis für die Schwäche seiner Argumente sahen¹⁸⁾. Aber auch die Wandlungen des Emotivismus sind bezeichnend, um so mehr, da sie durch die Begründer selbst hervorgerufen wurden. Die Ansichten, die Ayer mit fast missionarischem Eifer in seinem Werk »Language, Truth and Logic« (1936) vertrat, entsprechen nicht mehr völlig denen, die er in »Problem of Knowledge« (1956) zum Ausdruck bringt. Und der letzte Satz aus Stevensons Werk »Facts and Values« (1964), könnte ebensogut von den Wertkognitivisten Aristoteles oder Thomas von Aquin stammen¹⁹⁾. Nicht unbedeutend ist auch der Umstand, daß die Bezeichnung »Emotivismus« zugunsten von »Imperativismus« und dann »Präskriptivismus« aufgegeben wurde, allerdings mit Bei-

¹⁸⁾ Vgl. M. Warnock, *Ethics since 1900*. London 1967.

¹⁹⁾ Stevensons Aussage lautet: »Our ethical judgments represent our personality in all its complexity. However much they be guided by a full use of our intelligence they do not spring from the intellect alone« (Facts and Values, 232). – Die Aussage könnte man fast als verkürzte Wiedergabe der thomasischen Theorie vom »intellectus practicus« betrachten. Vgl. dazu Thomas von Aquin, *Summa theologiae* I-II, quaestiones 14–17.

behaltung der Bezeichnung »Akognitivismus«. Schließlich sind auch die Versuche von K. Baier, B. Brandt, A. C. Ewing und B. Blanshard, eine vermittelnde Lösung zu finden²⁰⁾, indirekt ein Beweis für die Einseitigkeit und Schwäche der bestehenden Richtungen. Man kann mit Recht sagen, daß sie in eine Sackgasse geraten sind. Wohl deshalb, weil die Vertreter aller Richtungen von einem dogmatisch festgelegten Vorverständnis ausgehen, das in folgender Disjunktion zu bestehen scheint:

Das Gute ist entweder eine *absolute* (natürliche bzw. nichtnatürliche) Eigenschaft oder es *existiert* überhaupt *nicht*²¹⁾.

Unter der Voraussetzung lediglich, daß die angeführte Disjunktion richtig ist, kann aus der Falschheit des Kognitivismus die Gegenthese – der Akognitivismus – abgeleitet werden. Die akognitivistische These ist nämlich nur dann logisch gerechtfertigt, wenn man zuvor angenommen hat, daß das Gute, ontisch gesehen, nur als absolute Eigenschaft – natürlicher oder nichtnatürlicher Art – auftreten könne, und wenn man zudem für bewiesen hält, daß das Gute als Eigenschaft beider Art nicht vorkomme.

Die Disjunktion liegt in der Tat allen Richtungen als Voraussetzung zugrunde. Das ist ihre gemeinsame, wenn wohl auch nicht ganz bewußte Grundlage. Was würde jedoch eintreten, wenn sich erweisen sollte, daß der ontische Status des Guten anderer Art ist als vorausgesetzt? Wenn also das Gute etwas anderes wäre als eine absolute Eigenschaft natürlicher oder nichtnatürlicher Art? Diese Möglichkeit und ihre Folgen hat man gar nicht in Erwägung gezogen! Besteht aber diese Möglichkeit, dann ist der Akognitivismus nicht die logisch einzige Alternative zum naturalistisch-intuitionistischen Kognitivismus! Die Frage nach der Richtigkeit der vorausgesetzten Disjunktion ist also höchst wichtig. Kann das Gute nicht doch in einem anderen Status existieren, als nur im naturalistisch-intuitionistischen Verständnis einer absoluten Eigenschaft?

²⁰⁾ Beachtung verdient vor allem das schon erwähnte Werk von Ewing, *Second Thoughts in Moral Philosophy*, in dem eine Revision des früheren Standpunktes erfolgt. Das stete Revidieren eigener Ansichten ist ein Charakteristikum angelsächsischer Metaethiker.

²¹⁾ Vgl. H. Veatch, *Non-cognitivism: Ethics* 76 (1966) 102–115.

Vielleicht genügt es, diese beunruhigende Frage zumindest aufzuwerfen? Kant hat zwar behauptet, daß die Feststellung der *Existenz* eines Gegenstandes unser Wissen – dem Inhalt nach – nicht bereichere. Die Existenz gehöre nämlich nicht zu den Eigenschaften eines Gegenstandes. Indem wir also feststellen, daß ein Gegenstand existiert, haben wir zu seiner Beschreibung – laut Kant – nichts beigetragen. Aber wer würde bestreiten wollen, daß die Feststellung der Existenz unser Wissen über diesen Gegenstand nicht doch irgendwie bereichert? Kant selbst stimmt dem nachdrücklich zu. Durch die Feststellung der Existenz wird eine durchaus vorhandene Schicht des Gegenstandes erfaßt, wenn auch anderer Art, als die der absoluten Eigenschaften. Könnte also die Situation nicht ähnlich liegen, wenn es – statt der Existenz – um das *Gute*, den Wert des Gegenstandes, geht?

Eine Antwort auf diese schwierige Frage liegt bereits seit der Scholastik vor. Die Scholastiker führten nämlich den Unterschied ein zwischen *relationalen* und *absoluten* Eigenschaften des Gegenstandes, anders ausgedrückt: zwischen Transzendentalien und Universalien. Demnach wäre der ontische Status des Guten, des Wertes, anderer Art als dies aufgrund der zu engen, naturalistisch-intuitionistischen Denkschemata anzunehmen möglich war. In diesen Schemata, die das Gute nur als absolute Eigenschaft gelten lassen, muß es auf heterogene Eigenschaften zurückgeführt oder auf eine bestimmte Klasse »guter« Dinge eingeeengt werden. Darin aber besteht die Sackgasse, in der sich alle Richtungen verrannt haben. Auch Moore wurde durch die Emotivisten – nicht ohne Grund – des »naturalistischen Fehlschlusses« bezichtigt. Denn nicht erst in der Reduktion des Guten auf empirische Eigenschaften liegt der Fehler. Er liegt bereits in der Reduktion des Guten auf eine absolute Eigenschaft überhaupt, auch wenn es eine Eigenschaft »*sui generis*« wäre, eine nichtempirische Eigenschaft, wie Moore es angenommen hatte. Zu Recht hatten die Emotivisten jede Reduktion des Guten auf eine absolute Eigenschaft als Verfremdung des Guten verworfen und eine solche Verfremdung auch Moore zum Vorwurf gemacht. Da sie jedoch selbst Gefangene des oben erwähnten, als Disjunktion formulierten Dogmas sind, sahen sie den möglichen Ausweg nur in der Behauptung, daß das Gute überhaupt nicht existiere.

Wenn also alle Richtungen – als Schlußfolgerungen aus diesem Dogma – ad absurdum führen, ist dann eine Revision nicht angebracht? Sie müßte davon ausgehen, daß die Natur des Guten anderer Art ist, als in der dogmatischen Disjunktion erwogen wurde. In diesem Zusammenhang sind Hares Bemühungen um einen Ausweg besonders beachtenswert.

Hare hatte den Intuitionismus verworfen, der behauptete, das Gute existiere sozusagen als eindeutige Eigenschaft *sui generis* neben den empirischen Eigenschaften desselben Gegenstandes. Im Falle von Gegenständen, die zwar numerisch verschieden, aber in bezug auf ihre empirischen Eigenschaften völlig gleich sind – zum Beispiel zwei Bücher derselben Ausgabe oder zwei Autos derselben Serie – würde der intuitionistische Standpunkt die schockierende Behauptung erlauben, daß diese Gegenstände zwar völlig gleich, aber doch der eine gut und der andere schlecht sei. Eine sinnlose Behauptung. Hare zog hieraus den richtigen Schluß, daß der Intuitionismus keine ernst zu nehmende Antwort auf die Frage nach der Seins- und Erkenntnisweise des Guten darstelle. Zwischen Wertung und Beschreibung müsse ein gewisser Zusammenhang bestehen. Der naturalistische Standpunkt vermag zwar diese Schwierigkeit zu umgehen, aber das Gute wird wiederum unzulässigerweise eingeengt. Ich kann zum Beispiel eine Erdbeere gut nennen, wenn sie rot, süß und saftig ist. Aber Autos und Menschen nenne ich ebenfalls gut, obwohl sie keine dieser Eigenschaften besitzen. Hieraus folge – so meint Hare –, daß man das Gute überhaupt nicht auf empirische (natürliche) Eigenschaften zurückführen und mit ihnen gleichsetzen dürfe. Auf diese Weise wird nämlich das Gute zu einer hoffnungslos vieldeutigen Bezeichnung. Der Sinn dieser Bezeichnung würde sich nämlich von Gegenstand zu Gegenstand wandeln. Das allgemeine Empfinden schreibt demgegenüber dem Wort »gut« etwas Einheitliches zu, wenn man vom guten Auto, der guten Erdbeere oder vom guten Menschen spricht. Hieraus meint Hare den Schluß ziehen zu müssen, daß das Gute überhaupt keine Eigenschaft sei. Jede Wertung sei rein pragmatischer Natur.

Zunächst bleibt einzugestehen, daß die Eigenschaften, aufgrund derer wir einmal eine Erdbeere, ein andermal einen Menschen oder ein Auto »gut« nennen, jeweils sehr verschieden sind. Man kann das

Gute also keiner Eigenschaft oder Klasse von Eigenschaften absolut und eindeutig zusprechen, ohne das Gute zu einer widersprüchlichen Eigenschaft zu machen. Aber Hare und seinen Meinungsgenossen scheint ein wichtiger Umstand entgangen zu sein: daß diese verschiedenen Eigenschaften doch jeweils die gleiche *Funktion* erfüllen. Es ist die Funktion der Verwirklichung dessen, was für den betreffenden Gegenstand grundsätzlich möglich und realisierbar war. Das ist keine Funktion des wertenden Subjekts, sondern sie vollzieht sich im Gegenstand selbst. Diese Verwirklichung anagemäßig vorhandener Möglichkeit wird nicht notwendigerweise und in allen Fällen erreicht. Sie kann durch einen Eingriff von »außen« verhindert werden. Dann kommt das, worauf der Gegenstand von »innen« her angelegt war, nicht zur Verwirklichung. Ein Frost, zum Beispiel, hätte das Ausreifen der Erdbeere zur »guten« Frucht verhindern können. Ähnlich kann ein schlechter Mechaniker die Verwirklichung des Autoentwurfs vereiteln, so daß ein »schlechtes« Auto entsteht.

Wir sehen aus alledem, daß die Verwirklichung von Möglichkeiten, die anagemäßig in einem bestimmten Gegenstand oder einer Klasse von Gegenständen vorhanden sind, das Gute des Gegenstandes ausmacht. Das Vorhandensein bestimmter Eigenschaften macht die Seinsweise des Guten aus.

Das Gute ist somit keine Eigenschaft schlechthin, keine absolute Eigenschaft! Es muß vielmehr als *relationale, funktionale* Eigenschaft verstanden werden. Als Eigenschaft also, die zum Ausdruck bringt, ob und in welchem Maß der betreffende Gegenstand seine eigenen, strukturbedingten Möglichkeiten verwirklicht hat²²⁾. Solche Möglich-

²²⁾ Verwirklicht wird immer etwas im *Verhältnis* zu etwas anderem. Eine Eigenschaft also, die *bezogen* (relativiert) bleibt auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung und die zugleich besagt, daß diese Verwirklichung bereits vorliegt, ist *mehr* und deshalb etwas *anderes* als dieselbe Eigenschaft schlechthin und für sich selbst, d. h. *absolut* betrachtet. Eine solche Verabsolutierung wurde von Moore und den Naturalisten vorgenommen. Moore hatte die Eigenschaft aus dem dynamischen Gesamt aller seinsmäßigen Beziehungen des betreffenden Gegenstandes, d. h. aus ihrem strukturbedingten Umfeld künstlich herausgelöst und verselbständigt, und zwar durch eine Abstraktion. Die Naturalisten taten dasselbe durch eine Gedankenoperation, die sich selbst befiehlt, nur das zu sehen, was sinnlich faßbar ist. Indessen ist die Bezogenheit der Eigenschaften auf ihr strukturbedingtes Umfeld, den dynamischen, »ereignishaften Sachverhalt«, etwas *Reales*. Diese Bezogen-

keiten variieren von Gegenstand zu Gegenstand bzw. von Klasse zu Klasse. Der Begriff des Guten muß dementsprechend als *analoger* Begriff gelten. Aus der Feststellung, daß das Gute kein eindeutiger Begriff sei, darf also nicht geschlossen werden, es sei ein vieldeutiger Begriff. Das hat man allzu leicht übersehen!

Das so verstandene Gute existiert objektiv, also in sich, unabhängig vom Erkennen und jedweder Aktivität des Subjekts. Also auch unabhängig von der Empfehlung, in der Hare das Gute gegeben sah. Das objektiv existierende Gute gibt ja erst die notwendige Grundlage ab für das rationale Empfehlen, Vorschreiben und alle anderen rationalen Beziehungen des Subjekts zum Objekt. Ohne diese reale Grundlage würden die rationalen Beziehungen des Subjekts zum Objekt in der Luft hängen.

Zu Recht hatte Hare, und auch andere Akognitivisten, behauptet, daß das Gute nicht mit Eigenschaften gleichgesetzt werden dürfe, die beziehungslos, absolut verstanden werden. Wir wiesen darauf hin, daß ein Gegenstand nur dann als »gut« bezeichnet werden dürfe, wenn er die strukturell angelegten und sofern zu erwartenden Eigenschaften verwirklicht hat. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als wäre das Gute mit diesen Eigenschaften identisch. Darauf wurde bereits hingewiesen. Vielmehr ist das Vorhandensein dieser Eigenschaften ein Zeichen – und somit auch ein objektives Kriterium – für die Verwirklichung strukturellegebener Möglichkeiten des Gegenstandes (keine Definition des Guten!). Diese Verwirklichung, gekennzeichnet durch das Vorhandensein entsprechender Eigenschaften, erlaubt folgerichtig, den Gegenstand als objektiv »gut« zu bezeichnen. Eine Feststellung dieser Art ist gleichbedeutend mit der Anerkennung, daß Wertaussagen authentische, d. h. logisch bedeutsame Aussagen sind, die eine bestimmte Information über die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes enthalten. Folglich verdient auch die Theorie,

heit wird nicht erst durch das Erkennen des Subjekts, und desto weniger durch ein aktives Verhalten des Subjekts gegenüber dem Objekt, in die Wirklichkeit gerufen. Es ist hier vielmehr so, daß das Subjekt lediglich entdeckt und erfaßt, was *real vorhanden* ist. Dieses »Mehr«, d. h. die Eigenschaft in ihrer *Bezogenheit* genommen – also im Gesamt der realen, inneren, strukturellegebenen Dynamik des Gegenstandes –, macht den ontischen Status des Guten, seine Seinsweise, aus.

die aus Wertaussagen dieser Art besteht, als wissenschaftliche Theorie anerkannt zu werden.

Die eben dargelegte Antwort auf die Frage nach der Seins- und Erkenntnisweise des Guten bediente sich solcher Begriffe wie »auf Verwirklichung angelegte Möglichkeit«, »Verwirklichung strukturbedingter Möglichkeit«. Vielleicht wird vor allem der Begriff »innere Struktur«, der dem vorbelasteten Naturbegriff nahekommt, auf Widerstand stoßen²³). Wir sollten uns jedoch nicht vor Begriffen sperren, die sich für die Lösung eines Problems als dienlich, wenn nicht gar unentbehrlich erwiesen haben. Dies trifft um so mehr zu, wenn es um die Lösung eines alltäglichen, lebenswichtigen Problems geht.

Zusammenstellung der Ergebnisse

Wir haben aufzuweisen versucht, daß die moderne Auseinandersetzung um die Wissenschaftlichkeit der Ethik letztlich eine Frage nach der *Seins-* und *Erkenntnisweise* des *Guten* ist. Es ist eine Frage nach der Möglichkeit einer Theorie des Guten, einer allgemeinen Werttheorie. Hierzu haben wir einen Lösungsvorschlag dargelegt. Wir nehmen an, daß er aus der Sackgasse herauszuführen vermag, in der heute die Diskussion steckengeblieben ist.

Wir wollen noch ausdrücklich auf die Bedingungen hinweisen, unter denen der Vorschlag angenommen werden kann. Es ist zunächst der Begriff einer seinsmäßig vorgegebenen Struktur oder Natur der Sache und zudem die Möglichkeit, eine solche Struktur bzw. Natur erkenntnistheoretisch zu erfassen.

Weiterhin notwendig ist die Annahme einer Zusammensetzung aller Dinge aus den Seinsprinzipien Potenz (Möglichkeit, Anlage) und Akt (Verwirklichung bzw. Selbstverwirklichung). Die erkenntnistheoretische Parallele hierzu besteht in der Annahme eines objektiven, seinsanalogen Erkennens.

²³) Mit den bisherigen Bestimmungen des Natur- wie auch des Wesensbegriffs kann man aus vielerlei Gründen unzufrieden sein. Das ist jedoch nicht Grund genug, um die Begriffe selbst abzulehnen oder zu ignorieren. Man sollte vielmehr ernsthaft versuchen, die Bestimmungen inhaltlich zu präzisieren und eine vollkommener »Erkenntnistheorie der Natur« auszuarbeiten. Vgl. hierzu B. Schüller, Die Begründung sittlicher Urteile, 126–135; 164–175.

Es ist leicht festzustellen, daß hiermit auf Grundthesen der klassischen Seins- und Erkenntnistheorie zurückgegriffen wurde, nämlich auf einen ontischen und epistemologischen Realismus.

Ist damit die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Ethik, als einer Theorie vom sittlichen Guten, bereits beantwortet?

Wollte man die Ethik als Theorie der menschlichen Selbstverwirklichung verstehen, dann läge die gewünschte Antwort beinahe vor. Wir meinen jedoch, daß ein menschlicher Akt nicht einfachhin dank der Selbstverwirklichung zu einem sittlich guten Akt wird. Er wird vielmehr sittlich gut als Verwirklichung der Affirmation, die der Person als Person gebührt – d. h. durch die gebührende Liebe! Das setzt allerdings auch voraus, daß das eigentliche Objekt der Ethik und ihre primäre Gegebenheit nicht das sittlich Gute, sondern das sittlich Gesollte ist.

Eine Ethik als Theorie des so verstandenen Objekts stellt uns vor neue, epistemologische wie auch methodologische Probleme. Durch eine allgemeine Werttheorie können sie nicht eo ipso gelöst werden. Einfach deswegen nicht, weil diese Probleme gar nicht im Blickfeld einer allgemeinen Werttheorie stehen. Ihr Ausgangspunkt sind nämlich nicht die »data moralia« schlechthin. Zu dieser Problematik ist ein gesonderter, umfangreicherer Beitrag erarbeitet worden²⁴).

Will man aber die Ethik vor der Ausweglosigkeit bewahren, in der die moderne Werttheorie steht, dann ist vor allem die Annahme einer menschlichen Natur unabdingbar. Gemeint ist die Natur, die den Menschen zum »aliquid perfectissimum in entibus«²⁵) macht: zur *Person*. Dies ist insbesondere dann nötig, wenn man eine Ethik aufbauen will, die der Proklamation eines echten Personalismus gleichkommen sollte. Und nur auf diese Weise könnte der Gefahr einer Manipulation der Person (als Gegenstand) durch die Person oder im Namen der Person (als Subjekt) der Boden entzogen werden. Beispiele einer solchen Manipulation liegen zur Genüge vor – auch im Bereich der Ethik! Sollte man nicht alles tun, um weitere Manipulation zu vermeiden?

²⁴) Tadeusz Styczeń – Joachim Piegsa, Zur Autonomie der Ethik. Ein meta-ethischer Beitrag. Mainz 1974 (Manuskript, 112 Seiten).

²⁵) Vgl. Thomas von Aquin, Summa theologica I, q 29, a 3.